
DOMINE
UT VIDEAM

BLINDSEIN
und
BLINDENFÜRSORGE

Prorektoratsrede vom 10. Mai 1905

von

THEODOR AXENFELD
Professor der Augenheilkunde
Freiburg i. Br.



Freiburg i. Br.
Universitäts-Buchdruckerei U. Hochreuther
1905.

Hochansehnliche Versammlung!

Das beginnende Sommerhalbjahr hat unserer im Frühlingskleide prangenden Alma mater wieder zahlreiche Söhne aus allen Gauen Deutschlands zugeführt. Eine Fülle von Anlagen, brennende Wißbegierde und begeistertes Streben harren der Anleitung und Betätigung. Welch verlockende, unvergleichlich schöne Aufgabe für uns, die Lehrenden! Es gilt für unsere Commilitonen, mit offenem Blick lesen zu lernen im Buche der Wissenschaft und ihrer Geschichte und aus der Fülle der Erscheinungen die Gesetze des Geschehens zu erkennen. Sie sollen Umschau halten in Vergangenheit und Gegenwart, das Wertvolle und Aufbauende sich aneignen zu eigenem, freiem Können. Fürwahr, wem wollte man mehr ein klares Auge, ein offenes Ohr wünschen, als Ihnen, meine Commilitonen! Es sind grosse, bedeutende Anforderungen, welche das akademische Studium und das sich daran anschließende Berufsleben an unsere Sinne stellt, durch welche all jene Eindrücke vermittelt werden, und wir alle werden davon durchdrungen sein, was für uns leistungsfähige Sinnesorgane bedeuten.

Es erscheint mir deshalb in dieser Stunde wohl angebracht, dass wir dem Wert unseres Sehvermögens, dessen Schutz und Heilung meiner Wissenschaft im Besonderen obliegt, unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Aber nicht seine positiven Leistungen sollen uns beschäftigen, sondern sein Schattenbild. Aus dem Reich der Blinden, über Blindheit und Blindsein lassen Sie mich Ihnen ein Bild entwerfen. Wir, die Sehenden, wollen uns in die Welt derjenigen versetzen, welchen das Licht der Augen versagt ist.

Albrecht von Graefe, der Neubegründer der Augenheilkunde, schreibt in einem Brief: „Nicht der Preis des Dichters, nicht die Farbe des Malers sind der tiefste Ausdruck dessen, was das Licht der Augen uns bedeutet; sondern das stumme Sehnen derer, die es einst besessen und verloren haben."

Mit vollem Bewußtsein besessen und dann verloren haben, müssen wir hinzufügen. Denn ein Kind, welches in frühester Jugend erblindet, wird die noch licht- und schattenschwachen Bilder nicht lange im Gedächtnis behalten, sein Sehnen wird diesen Stachel verlieren. Objektiv betrachtet ist es ja gewiss sehr schwer betroffen, weil nun viele Vorstellungen ihm überhaupt nie zugeführt werden; seine Welt bleibt in der Regel ein für allemal eine sehr enge, immer eine lückenhafte; aber sein subjektives Glücksgefühl wird nicht lange leiden.

Es kommt erfahrungsmässig bald, um so schneller, je früher die Erblindung eintrat, dem Blindgeborenen gleich, der nie gesehen hat und der deshalb die Sehnsucht nach dem Licht überhaupt nicht kennt; man muss in diesem subjektiven Sinne wohl sagen: Die Blindgeborenen und Früherblindeten gehören oft zu den glücklichsten Menschen. Solchen Seelenfrieden, wie bei ihnen, findet man selten. Denn die Einengung ihrer gesamten Welt hält von ihnen vieles fern, was das Leben des Sehenden reich, aber auch zu einem Leben des Kampfes macht.

Das natürliche Mitleid mit einem Blinden und seiner Hilflosigkeit ist so groß und allgemein, daß rauhe Härte ihn nur selten berührt. Ein Fragen, ein Streben hoch hinaus gibt es für ihn kaum, wenn es nicht etwa durch besonders eingehende Fürsorge geweckt wird. Weit verbreitet ist bei ihnen tiefe Religiosität und Frömmigkeit. Und wer möchte so grausam sein, sie darin zu stören? Ihnen bleiben viele innere Kämpfe und Zweifel erspart, mit denen der Sehende sich auseinander zu setzen hat. Sie erfahren so ununterbrochen, daß Dinge existieren, welche sie nicht wahrnehmen, daß ihnen das Glauben nicht schwer wird. Es entwickelt sich bei ihnen zumeist ein harmonisches Innenleben, und die vielen auf Seheindrücken beruhenden Vorstellungen und Bezeichnungen ihrer Umgebung rufen bei ihnen nur eine Art von Neugierde, keine Sehnsucht im vollen Sinne des Wortes hervor.

Auch die zunächst auffällige Erscheinung, daß manche Blindgeborene, die nie einen Lichtschimmer gesehen haben, in ihrer Rede optische Bezeichnungen und Ausdrücke gebrauchen, darf nicht die Vorstellung erwecken, als hätten sie nun doch ein volles Bewußtsein für den Wert des Sehens gewonnen. Sie eignen sich nur die Ausdrucksweise ihrer sehenden Umgebung an, manchmal in sehr eigentümlicher Art. So berichtet Uhthoff von einer intelligenten Blindgeborenen, welche sogar von ihrer Lieblingsfarbe blau sprach, während sie rot nicht leiden konnte. Das war darauf zurückzuführen, daß Blumen, deren Duft sie liebte, z. B. Veilchen, blau genannt wurden, während sie bei einer sie sehr beängstigenden Feuersbrunst gehört hatte, der Himmel sei rot. Die alte Lehre des Plato und Descartes vom Vorhandensein angeborener Vorstellungen gewinnt durch die Beobachtungen an Frühblinden durchaus nicht an Wahrscheinlichkeit. Denn zu einem optischen Vorstellungsinhalt kommt es nicht, ohne äussere Seheindrücke. Solch ein Sinnes-Vicariat gibt es nicht und ich darf daran erinnern, daß auch von Kries in seiner Prorektoratsrede (1898) dargetan hat, daß die Sinne einander zwar in mancher Hinsicht vertreten, nicht aber in der eben erörterten Bedeutung ersetzen können.

Auch die jetzt so viel besprochene Taubstummenblinde Helen Keller wendet zahlreiche optische Ausdrücke an.

Wenn sie aber meint, ein Individium besitze eine angeborene, unter der Schwelle des Bewußtseins verborgene Erinnerung an die grünende Erde und darauf beruhe die Fähigkeit, daß auch Blindgeborene von der ihr beschriebenen Natur eine farbige Anschauung zu gewinnen vermöchten, so muß man Stern Recht geben, daß das holde Selbsttäuschung ist. Ich glaube auch nicht, daß die 19 ersten Monate ihres Lebens, während deren sie sah, ihr diese Fähigkeit hinterlassen haben.

Unter den Spät-Erblindeten wird der Verlust des Sehens sehr verschieden schwer empfunden werden, nicht nur in dem Sinne, daß je nach der psychischen Beschaffenheit sich die Menschen verschieden in ihr Schicksal zu finden wissen, sondern auch je nach der Art, in welcher der Verlust des Sehens eintritt. Es ist glücklicherweise selten, daß eine plötzliche Erblindung den Unterschied in ganzer Schwere empfinden läßt. Viel häufiger ist derselbe ein allmählicher, so daß der Kranke sich durch Gebrauch der anderen Sinne einigermaßen zu helfen gelernt hat.

Wo ein Rest von Sehen geblieben ist, wird er von dem Besitzer natürlich aufs höchste gewertet; für viele ist es ein Trost, noch eine Lichtempfindung zu haben, mit welcher sich immer noch Hoffnungen zu verbinden pflegen, Hoffnungen, die der Arzt nicht ohne Not zerstören wird. Es kommt aber freilich auch vor, daß diese letzte Hoffnung ein Hemmnis wird und zerstört werden

muß. Dann nämlich, wenn sonst kräftige Menschen in der Meinung, später wieder sehend zu werden, es unterlassen, ihre andern Sinne auszubilden oder sich eine Blindenerziehung zuzuführen. Da kann es ärztliche Pflicht sein, zu sagen: Du wirst nie wieder sehend! Manche sonst willensstarke Menschen haben von dem Augenblick dieser Eröffnung, wenn der erste Schmerz überwunden ist, ihre Haltung wiedergefunden, indem sie nun mit voller Energie sich in ihre neue, für sie als unabänderlich erkannte Lage einrichteten. Es ist Sache ärztlichen Zartgefühls, in dieser schwierigen Frage für den Einzelnen das Richtige zu treffen.

Ganz allmählich verblassen auch bei Spät-Erblindeten die optischen Erinnerungen, oft allerdings erst nach vielen Jahren; und lange Zeit noch können optische Träume die alten Gestalten dem Erblindeten in voller Deutlichkeit heraufbeschwören, ein Trost, aber auch eine Enttäuschung, wenn des Morgens die Bilder jäh verblassen. Es ist dies deshalb in der Regel noch lange möglich, weil das periphere Organ Sitz der Blindheit zu sein pflegt, während das Sehzentrum, in welchem die Erinnerungsbilder haften, nur selten unmittelbar betroffen ist und deshalb auch noch lange weiter funktionieren kann. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß an dieses lange Unversehrtsein der Sehzentren in der Hirnrinde sich bekanntlich die Hoffnung angeschlossen hat, ob es nicht durch Röntgen-

oder Radiumstrahlen möglich sein könne, durch den Kopf hindurch und unabhängig von den Augen bei Blinden direkt in der Hirnrinde brauchbare Seh-Empfindungen hervorzurufen, ein Versuch, der schon theoretisch unhaltbar war und zu praktischen Ergebnissen nicht hat führen können.

Diese meine Ausführungen betrafen vorwiegend vollständig Erblindete, d. h. solche, die jede Empfindung ganz oder doch bis auf einen unsicheren Lichtschimmer verloren haben. Im praktischen Leben, für die Arbeit, wird der Begriff der Blindheit weiter gefaßt. Wir könnten sagen: Wer mit seinen Augen sich nicht mehr zurechtfindet, wer geführt werden muß, ist blind. Das ist aber schon der Fall, wenn noch das Zählen der Finger in der Nähe möglich ist, ja sogar bei besserer zentraler Sehschärfe, wenn der Gesichtskreis sehr stark eingeengt ist. Aber auch diese Fassung ist noch zu eng für das praktische Leben. Wer in einer modernen Blindenanstalt sich umsieht, wird dort eine ganze Zahl von Personen finden, welche sich noch einigermaßen optisch zurechtfinden können, aber doch nicht imstande sind, mit Hilfe ihres Sehvermögens eine regelmäßige Arbeit zu betreiben. Es mag manchem so gehen, wie mir im Anfang meiner beratenden Tätigkeit an der Blindenanstalt zu Neukloster, daß die Empfindung auftaucht: Könntest du nicht diesen und jenen der Blindenanstalt entreißen, in die er doch nicht hineingehört!

Aber ich habe mehr und mehr den Standpunkt des Anstaltsleiters teilen gelernt, daß bei wenig begabten Schwachsichtigen die Grenze ja nicht zu eng gezogen werden darf; denn sie sind der Freiheit nicht gewachsen. Es ist übrigens von Blindenpädagogen erörtert worden, ob man nicht diese Schwachsichtigen in besonderen Klassen von den ganz Erblindeten trennen solle, weil die Disziplin und der Unterricht durch sie erschwert werde. Bisher hat eine solche Teilung nicht stattgefunden.

Man kann für diese Definition also keinen einheitlichen Grad von Sehschärfe festsetzen, weil Intelligenz und sonstige Geschicklichkeit den einen Sehschwachen noch konkurrenzfähig macht, während der Unbegabte nicht mitkommt. Daher die Tatsache, daß es sowohl hochgradig schwachsichtige Menschen gibt, welche mit diesem Rest in erstaunlicher Weise selbständig und wie Vollsichtige arbeiten, während andere trotz besserer Sehschärfe in die Blindenanstalt gehen müssen. Mitunter erleben wir bei Sehschwachen verblüffende Leistungen. So habe ich einen berühmten Circuskünstler behandelt, der auf einem Auge absolut blind, auf dem andern so kurzsichtig und schwachsichtig war, daß er nur in unmittelbarster Nähe die Finger zählen konnte. Ein verbesserndes Glas trug er nicht. Dabei bestand seine Kunst darin, daß er unter der Decke des Circus aus einem schwingenden Trapez in ein anderes sprang

und von der Decke in den Saal, Übungen, für welche ein absolut sicheres Entfernungsschätzen unentbehrlich ist. Der Mann hatte als ganz kleiner Knabe vom Luftballon aus am hängenden Seil seine Kunst begonnen und dadurch mit seinem geringen Sehvermögen eine fabelhafte Sicherheit gewonnen. Ich würde für gewöhnlich keinen Augenblick zögern, einem so schwachsichtigen Menschen völlige Erwerbsunfähigkeit bezüglich der Augen zu bescheinigen und seine Aufnahme in eine Blindenanstalt zu befürworten. Ähnliche Beispiele sind nicht selten. Sie beschränken sich aber auf solche Menschen, welche von Jugend an so schwachsichtig waren. Verlust des Sehens bis zu solcher Grenze im späteren Leben würde natürlich stets weit mehr ins Gewicht fallen.

Es läßt sich der Begriff der praktischen Blindheit nur im einzelnen Falle individuell beurteilen. Für meine weiteren Ausführungen fasse ich ihn also im Sinne der Blindenanstalten dahin, daß optisch nicht erwerbsfähige Menschen blind sind. Ganz außer Betracht aber lassen wir die heilbaren Blinden, die nicht der Blindenfürsorge, sondern der ärztlichen Behandlung bedürfen und solche ja auch meist finden. Der Begriff der Blindenanstalt schließt diese Blinden im allgemeinen nicht ein. Das kann auch von juristischem Interesse sein. Noch kürzlich wurde einer deutschen Stadt ein größeres Kapital vermacht, zur Errichtung einer Blindenanstalt. Die städtischen

Behörden hätten gerne damit eine Augenklinik gebaut, deren sie bedurften, und beriefen sich darauf, daß diese der Verhütung der Blindheit und ihrer Heilung dient. Doch hat sich diese Interpretation nicht aufrecht erhalten lassen.

Nicht zweckentsprechend ist auch der Begriff der Blindheit im Strafgesetzbuch. So lange ein „Erkennen äußerer Gegenstände“ stattfindet, wird keine Erblindung angenommen und milder geurteilt. In Wirklichkeit sind aber unter diesen zahlreiche, welche optisch schon völlig erwerbsunfähig sind. Danach sollte sich auch die Rechtsprechung über Verletzungen der Augen richten.

Es kommt allerdings auch heute noch ab und zu auch bei uns vor, daß heilbare Blinde jahrelang zu Hause sitzen und sogar dauernd blind bleiben, weil sie zwar allerlei Geheimmittel brauchen oder abergläubische Dinge treiben, aber sich nicht entschließen können, in eine Klinik einzutreten. Aber das ist doch sehr selten, weil die Augenheilkunde bei uns Vertrauen genießt und ihre Hülfe leicht zu erreichen ist. In augenärztlich schlecht versorgten Ländern, wie z. B. in vielen Teilen von Russland und in unkultivierten Ländern, oder wo wegen geographischer Schwierigkeiten der Arzt schwer oder im Winter gar nicht zu erreichen ist, wie z. B. in Norwegen, wird die Blindenziffer naturgemäß steigen; und auch die Zahl der unheilbaren Blinden wird dort größer sein, weil an sich heilbare

Augenleiden, z. B. der sogenannte grüne Staar, schwer entzündliche Erkrankungen u. s. w. ohne Gegenmaßregeln bleiben.

Es ist aus diesem Grunde eine vergleichende Blindenstatistik, welche das Vorkommen unheilbarer Blindheit in den verschiedenen Ländern feststellen will, mancherlei Fehlerquellen unterworfen und natürlich überhaupt nur dann möglich, wenn genau die Art der Erkrankung ärztlich bezeichnet ist. Wir besitzen nun aus vielen europäischen Kulturstaaten sorgfältige statistische Erhebungen über die Zahl der unheilbaren Blinden; Deutschland besaß deren nach der Volkszählung im Jahre 1899 37 799, und es ist gewiß von Interesse zu fragen, ob bei uns, wo ärztliche und augenärztliche Hülfe überall zu finden ist, die Zahl der unheilbaren Blinden die unvermeidliche untere Grenze erreicht hat oder wieweit sie noch davon entfernt ist, welche Maßregeln zu ihrer Verminderung denkbar sind.

Es kann mir nicht einfallen, in dieser kurzen Stunde Ihnen eine nähere Übersicht über alle die in Betracht kommenden, sehr zahlreichen Krankheiten zu geben. Über die Einzelheiten dieser Fragen geben Werke wie die von Fuchs, Magnus, Hirsch u. A. nähere Auskunft. Wenn wir die Zeit vor der Entwicklung der modernen Medizin mit der Jetztzeit in Deutschland vergleichen, so ist die fortschreitende Besserung unverkennbar. Während z. B. 1871 in Preußen auf 10 000 Einwohner 95 Blinde kamen, sind es 1900 nur 67 gewesen.

Ich greife einige Erblindungsursachen heraus:

In früherer Zeit war die Zahl der an Pocken Erblindeten enorm; sie betrug bis 35 % aller Blinden in Deutschland.

Heute ist die Pockenblindheit unter den jugendlichen Blinden nur mit 0,3 % vertreten, und diese wenigen waren zu $^4/_5$ sicher nicht geimpft oder nicht zur rechten Zeit revacciniert.

Wenn im Jahre 1871 Manz noch eine Epidemie von Pockenkranken mit schweren Augenveränderungen in Freiburg beobachtet hat, so ist das dadurch zu erklären gewesen, daß die betreffenden Personen nicht von neuem revacciniert waren. Sehr deutlich ist der Umschwung in Japan zu beobachten; dort finden sich, wie noch heute allgemein in China, unter der noch lebenden älteren Generation sehr zahlreiche Pockenblinde; unter der jüngeren, zwangsweise geimpften, fehlen sie. Es gibt kein schlagenderes Argument gegen die törichte Agitation der Impfgegner, als die Blindenstatistik, und es ist schier unbegreiflich, daß vor einigen Jahren in der benachbarten Schweiz ein Volksbeschluß den Impfzwang abgeschafft hat, obwohl die heute benutzte animalische, mit allen Vorsichtsmaßregeln hergestellte und verimpfte Lymphe so geringe Gefahren enthält, daß sie den Vorteilen gegenüber völlig verschwinden, und obwohl gerade die durch die Franzosen eingeschleppte Epidemie des Jahres 1871 der Schweiz furchtbare Lasten gebracht hat. Wenn dieses gefährliche Experiment für die Schweiz bisher

ohne Folgen geblieben ist, so liegt das daran, daß in der Zeit des Impfens die Pocken im Lande verschwunden sind, und daß die impfenden Nachbarländer bisher einen Schutzwall bilden.

Eine andere bei uns fast verschwundene Erkrankung, die anderwärts zahlreiche Opfer liefert, ist die Lepra, der Aussatz. Fast alle Leproesen werden schließlich augenkrank, und ein sehr großer Teil erblindet. Welch ungeheure Menge von Menschen wegen Pocken und Aussatz im Mittelalter auch in Europa erblindeten, kann man sich vorstellen. Die Zahl dieser Blinden wird damals freilich vermindert worden sein dadurch, daß infolge mangelhafter Fürsorge zahlreiche von ihnen binnen kurzem zu Grunde gingen. Ist doch selbst heute die Sterblichkeit der Blinden eine etwas höhere, ihre Lebensdauer durchschnittlich kürzer als die der Gesunden, weil freie Bewegungen und andere den Körper stählende Übungen für sie beschränkt sind.

Sehr erheblich einschränkend hat auch gewirkt die Antisepsis und Asepsis, welche die Zahl der Wundentzündungen nach Verletzung und Operation vermindert hat, und in gleiche Reihe ist der segensreiche Einfluß der besseren operativen Technik, der zweckmäßigen und erfolgreichen Behandlungsweise vieler Augenkrankheiten zu stellen.

Andererseits muß aber auch hervorgehoben werden, daß manche Erblindungsursachen heute eine größere Rolle

spielen, wie früher. Dahin gehören besonders die Berufsverletzungen. Die Eisen- und Stahlindustrie ist in hohem Maße augengefährlich durch abspringende Splitter. Verhängnisvoll können die Verletzungen in Hochöfen, Werften u. s. w. durch flüssige, spritzende Metalle sein, ebenso die Arbeit mit Explosionskörpern.

Es sei an dieser Stelle hervorgehoben, daß die soziale Gesetzgebung sich insofern sehr segensreich erweist, als sie all diesen Verletzten sofortige sachgemäße Pflege gewährleistet, die manches Auge retten kann. Auch gibt sie dem Arzt zum wenigsten den Trost an die Hand, daß er dem schwer Geschädigten die finanzielle Hilfe der Unfall-Versicherung zusagen kann. Wer vor der sozialen Gesetzgebung gearbeitet hat, weiß, was es hieß, solch einem Menschen mit der Eröffnung, er sei blind, zugleich das größte äußere Elend zu verkündigen.

Gegen all diese Berufsschädigungen der Augen, auch diejenigen durch Gift, ist die Gewerbehygiene tätig. Es fehlt auch nicht an Schutzvorrichtungen gegen Verletzungen. Leider sind sie aber zu wenig im Gebrauch, weil sie nach Auffassung der Arbeiter bei der Beschäftigung stören.

Auch die Tuberkulose und die mit ihr verwandte Skrophulose fordern viele Opfer, und ich darf hervorheben, daß in unserem herrlichen Schwarzwald, den zahlreiche Fremde eigens zu ihrer Erholung aufsuchen, die eingeborene Bevölkerung ge-

rade an diesen Augenkrankheiten verhältnismäßig stark leidet, nicht zum wenigsten auch deshalb, weil viele der äußerlich so schmucken Schwarzwaldhäuser im Innern an hygienischer Einrichtung sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Nicht so schlimm wie früher, aber doch auch noch sehr ins Gewicht fallend, sind in der Aetiologie der Blindheit heutzutage die venerischen Erkrankungen mit ihren frühen und späteren Folgen. Ich kann aus diesem traurigen Kapitel hier nur erwähnen, daß bei der Beurteilung des furchtbaren Ernstes dieser Dinge die Blindenstatistik schwer in die Wagschale fällt; gerade hier werden sehr oft die Kinder durch angeborene oder durch frühe Ansteckung mit Blindheit betroffen. 20—30 % aller Blinden lauten für Deutschland auch heute noch die Angaben; in Frankreich stehen sie im Verein mit dem Alkoholismus an der Spitze der Erblindungsursachen. Dieser letztere kann direkt die Sehnerven oder durch Gefäßveränderungen andere Teile des Sehorganes ergreifen. Zahlreich sind auch, besonders im Osten von Deutschland, heute noch die Opfer der in Baden glücklicherweise fehlenden ägyptischen Augenentzündung, des Trachom's.

Ich habe damit das Gebiet der vermeidbaren Erblindungen betreten. Es ist eine beschämende Tatsache, daß nach den letzten Berechnungen 30 bis 40 % der Blinden in Deutschland nicht blind zu sein brauchten, teils deshalb, weil

die in Betracht kommenden Ursachen sich vermeiden lassen, teils deshalb, — und das gilt besonders für die schwere Form der Augenentzündung der Neugeborenen, — weil man die doch allerwärts zur Verfügung stehende ärztliche Hilfe rechtzeitig in Anspruch nehmen müßte. Hier heißt es unaufhörlich aufklären, mahnen, belehren. Nicht unbeteiligt ist aber auch die heute so erschreckend grassierende Kurpfuscherei, die auch auf dem Gebiet der Augenkrankheiten viel kostbare Zeit durch nutzlose Prozeduren oder Selbstbehandlung versäumen läßt und oft genug die einzig rettende Hilfe verhindert. Man sollte nicht glauben, daß in unserer so gern als erleuchtet bezeichneten Zeit noch jemand die unerhörte Gewissenlosigkeit begehen kann, gefährlich erkrankten Menschen Rat zu erteilen, ohne durch fachmännisches Studium dazu im Stande zu sein; ebenso unbegreiflich, daß es Menschen gibt, die solchen Rat annehmen, wenn man nicht wüßte, wie leicht Kranke demjenigen zufallen, der ihnen am meisten verspricht. Diese Art von Gesundheitsschädigungen und Erblindungsursachen sind viel zahlreicher, als sie zur öffentlichen Kenntnis kommen. Denn solche Heilkünstler verschweigen ihre Mißerfolge und entgehen zumeist der gerichtlichen Anzeige, weil die Geschädigten sich schämen einzugestehen, daß sie törichterweise sich an solch einen Menschen gewandt haben. Auf die Dauer wird der Staat sich der Pflicht nicht entziehen können, von sich aus gegen

solches Treiben mit schärferen Bestimmungen und Strafen vorzugehen.

Doch ich verlasse die Erblindungsursachen und wende mich dem Leben der Blinden zu. Auf die anderen Sinnesorgane ausschließlich angewiesen, lernen sie bekanntlich sehr auf Geräusche achten, sie lernen mit dem Tastgefühl und mit dem Geruchssinn sich orientieren. Sie erkennen und erreichen in dieser Hinsicht oft große Fertigkeit. Durch Tastanalyse und Tastsynthese, unterstützt durch akustische Erfahrung, bildet sich ihre Raumvorstellung. Außerordentlich geübt sind sie auch in der Beachtung der leichten Luftbewegung und der Temperaturunterschiede, welche bei Annäherung von Gegenständen sie berühren. Darauf, sowie auf die Änderung des Widerhalls ist auch zurückzuführen, daß solche, die längere Zeit blind sind, fast nie gegen große Hindernisse, z. B. eine Wand anrennen und dergl. Vielfach ist freilich behauptet worden, daß ihnen ein „sechster Sinn“ zu teil werde, d. h. eine Fähigkeit, entfernte Personen und Dinge zu empfinden. Doch liegen einwandsfreie Beobachtungen dieser Art nicht vor. Wohl aber erwerben feiner Veranlagte unter ihnen eine eigenartige Geschicklichkeit, aus einzelnen Äusserungen, der Stimme, aus der Form der Hand u. a. sich ein Gesamtbild von Persönlichkeiten zu machen, das oft, aber freilich nicht immer, überraschend zutrifft. Diese eigenartige geistige Feinfühligkeit läßt solche

Blinden manches ahnen und schnell erfassen. Manche moderne Dichtungen, die sich mit Blinden beschäftigen, — ich nenne Sudermann's „Glück im Winkel“, Rosmer's „Dämmerung“ Maeterlinck's „Eindringling“ und „Die Blinden“ — lieben es, diesen Zug hervortreten zu lassen.

Die manuelle Geschicklichkeit, die Sicherheit, mit der manche Blinde überall frei umhergehen, ja sogar Reisen unternehmen, gibt vielfach zu der Meinung Veranlassung, daß ihr Tastgefühl und ihre Hörschärfe, wie auch die Fähigkeit, genau zu lokalisieren, woher ein Geräusch kommt, erheblich feiner werde, als das der Sehenden. Das ist jedoch nach neueren Untersuchungen in der Regel nicht der Fall. Wenn man an den Fingerspitzen mit dem Tasterzirkel mißt, in welcher minimalsten Entfernung von einander zwei Nadelspitzen noch als zwei empfunden werden, so ist diese Entfernung für den Blinden durchschnittlich nicht kleiner als für den Sehenden. Im Gegenteil haben umfangreiche Untersuchungen von Griesbach für die Sehenden, natürlich bei geschlossenen Augen, sogar eine etwas feinere Tastempfindung ergeben. Blinde, die viel Handarbeit machen, bekommen oft eine dickere, weniger fein empfindende Haut an den Fingern. Ähnliches ergab sich bezüglich der Lokalisation von Gehöreindrücken. Die Sehenden vermochten bei geschlossenen Augen etwas richtiger zu lokalisieren. Das ist verständlich, weil sie mit

ihrem Gesicht bis dahin viel besser haben kontrollieren können, ob ihre Lokalisation richtig war. Wenn nun nichtsdestoweniger die Blinden mit dem Tastgefühl unverhältnismäßig mehr zu erkennen und zu leisten vermögen, als ein Sehender mit geschlossenen Augen, so ist das darauf zurückzuführen, daß sie die Eindrücke richtiger zu deuten wissen, sie verstehen besser, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Tastsinn zu konzentrieren. Bei den Blindgeborenen ist das in dem Maße der Fall, daß sie sich, selbst wenn sie durch Operation sehend werden, nur mühsam und allmählich das Tasterkennen abgewöhnen und von ihrem Sehen Gebrauch machen.

Um in dieser Tastvirtuosität schnell auf die Höhe zu kommen, ist es für den Blinden in gewissem Sinne sogar besser, wenn das Sehen ganz erloschen ist, als wenn noch ein Sehrest besteht. Übereinstimmend berichten die Blindenlehrer, dass die ganz Blinden im allgemeinen besser zu unterrichten sind. Wenn kürzlich der hervorragende Ophthalmologe Javal, der das Unglück hatte, völlig zu erblinden, an seine Fachgenossen die Bitte gerichtet hat, sie möchten doch ihren Patienten, welche der Erblindung entgegengingen, dies vorher rückhaltslos sagen, damit diese den Rest ihres Sehens mitbenutzen könnten, um sich für die blinde Zeit einzuüben, so beruht dieser Wunsch auf falscher Voraussetzung. Um so weniger wird man ihn ohne ganz besondere Gründe erfüllen dürfen, weil die Voraussage doch

auch irren kann und weil die seelische Erschütterung, welche diese Eröffnung bei den meisten hervorrufen würde, verhängnisvoll zu werden und den Verfall des Sehens zu beschleunigen vermag.

Ein anderer früher weit verbreiteter Irrtum ist, dass Blinde häufiger und in höherem Maße Gaben für Musik besäßen. Das ist in keiner Weise der Fall; im Gegenteil hat dieses Vorurteil viele Blinde in eine Tätigkeit hineingewiesen, die ungeeignet für sie war.

Diejenigen blinden Konzertgeber z. B., welche nur aus Mitleid ein Publikum und Beifall finden, schaden der Blindensache mehr als sie nützen. Denn sie bestärken die Vorstellung, daß ein Blinder etwas Rechtes doch nicht leisten könne und erschweren den wirklich Tüchtigen die Zuerkennung voller Leistungen, wo es doch erstrebenswert ist, daß sie in den ihnen überhaupt möglichen Berufen als voll leistungsfähig anerkannt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die Gründung einer besonderen Hochschule für blinde Musiker bisher nicht verwirklicht; die wirklich begabten sollen vielmehr, unter der vermittelnden Unterstützung eines Blindenlehrers, an den Konservatorien mit den Sehenden unterrichtet werden, damit sie später wie diese voll bewertet werden.

So sehr sich die Blinden, in Ermangelung vieler anderer Freuden, am Gesang und an der Musik zu ergötzen pflegen, und so sehr deshalb Musik regelmäßiger Unterrichtsgegenstand in der

Blindenanstalt sein soll, zur selbständigen, beruflichen Ausübung ist nur ein Teil von ihnen geeignet. Es gibt gewiss sehr musikalische Menschen, tüchtige Musiklehrer, Organisten und Virtuosen unter ihnen, aber sie sind nicht verhältnismäßig häufiger, als unter Sehenden. Daß die Erblindung einen großen Musiker zu einer großen schöpferischen Tat geführt hätte, ist nicht bekannt; die an manchen Stellen sich findende Angabe, daß das Oratorium über Samson, den blinden Helden, von dem erblindeten Händel zu einem Text des blinden Milton komponiert sei, beruht nach meinen Feststellungen auf Irrtum; der „Samson" ist schon 1741 komponiert, und erst 1751 erblindete Händel. Schöpferische, bedeutende musikalische Persönlichkeiten sind unter früh erblindeten kaum zu finden, die bisher bekannten haben sich nicht über das Mittelmaß erhoben, und selbst beim spät erblindeten Componisten ist der Einfluß der Erblindung aus begreiflichen Gründen eher ein abschwächender. Das zeigt auch das Leben von Johann Sebastian Bach.

Fassen wir diese Dinge allgemeiner, so äußert sich in ihnen die Vorstellung, daß der Fortfall der optischen Eindrücke, der zerstreuenden Bilder, die erzwungene Einengung, die den Menschen auf sich und seine Gedanken verweist, in ihm andere Fähigkeiten steigert.

Dichter, Sänger und Seher ließen die Alten gern als Blinde erscheinen.

Im 8. Gesang der Odyssee stehen vom Phäakensänger Demodokos die Verse:

Jetzo kam auch der Herold und führte den lieblichen Sänger,
Diesen Vertrauten der Muse, dem Gutes und Böses verliehen ward;
Denn sie nahm ihm die Augen und gab ihm süße Gesänge.

Also die Göttin des Gesanges hat ihn sich zubereitet, indem sie ihn erblinden ließ? Soweit Sänger und Barden Lied und Dichtung in der Zeit mündlicher Überlieferung fortpflanzten und bewahrten, mag die Vorliebe, diese Heiligtümer in die Hand Blinder gelegt zu sehen, nicht nur auf der Ehrwürdigkeit der Blinden, sondern auch darauf beruht haben, daß intelligente Blinde aus begreiflichen Gründen oft über ein vorzüglich geübtes Gedächtnis verfügen; früher, bevor Blindenschrift und Blindennoten vorhanden waren, wohl in noch höherem Maße als heute. Wird doch berichtet, daß im Orient heute noch zahlreiche Blinde zu finden sind, welche den ganzen Koran auswendig wissen, und mit seinem Recitieren sich reiche Almosen verdienen.

Aber nicht das allein besagt jene alte Darstellung: Die Kunst selbst sollte im Blinden höhere Flammen schlagen.

Jedoch, wenn die Alten einen Homer blind sein ließen, so kann dem nur der poetische Gedanke zu Grunde liegen, daß reiner und wahrer dem die göttlichen Verse entströmen, der sich ganz in sein Inneres versenkt, und in einem höheren

geistigen Lichte mit den Göttern in näherer Beziehung steht. Die Homerische Dichtung selbst ist die eines Sehenden, oder wenn ein Erblindeter sie geschrieben hätte, so müßte er lange, sehende Lebensjahre hinter sich haben.

Aber selbst dann würde man vor einem Rätsel stehen; wohl kommt es vor, daß Erblindete ihr Leid in Versen klagen, wohl können sie der versunkenen Herrlichkeit ergreifende Worte widmen, und es ist schon begreiflicher, daß Milton sein verlorenes Paradies nach seiner Erblindung geschrieben hat, wenn auch der Plan in frühere Zeiten zurückreichen mag: Ein so licht- und lebensfrohes Werk, wie das des Homer kann von einem Erblindeten nicht geschrieben werden!

Was wir von erblindeten Dichtern wirklich wissen, lautet anders; daß ein früh erblindeter Mensch namhafte dichterische Leistungen vollbracht hätte, ist bisher überaupt nicht bekannt geworden. Die Phantasie bleibt einseitig, sie verkümmert, wo ihr nicht die über unendliche Räume spannenden Lichtstrahlen Kunde geben von fernen Welten, von der Größe und der Mannigfaltigkeit der Natur. So häufig und beliebt es auch bei Früherblindeten ist, ihre Gedanken, und besonders solche religiöser Art, in gebundener Form auszudrücken, weil sie Wohllaut der Sprache schätzen, so sind doch bedeutendere Dichter unter ihnen nicht zu finden. Will der Früh-Blinde poetisch einem grossen Kreise verständlich schreiben, so wird er Ausdrücke

und Begriffe von den Sehenden entlehnen, die ihm selbst wiederum fremdartig sind und ihn hemmen. Das wird eine weitumfassende, schaffende Tätigkeit nicht begünstigen, ja ausschließen. Will er nur seiner ihm eigenen Gedankenwelt Ausdruck verleihen, so bewegt er sich in engem, einseitigem Kreise.

Anders manche gelehrten Berufe. Ist auch die Legende, daß Demokrit und andere Weise sich geblendet hätten der Philosophie zu Liebe, mit Recht schon im Altertum bezweifelt, weil ein derartig fördernder Einfluß nicht anzunehmen ist, so muss doch hervorgehoben werden, daß es energischen und starken Persönlichkeiten, die spät erblindeten, gelungen ist, in hervorragender Weise ihre Arbeit fortzusetzen, soweit nicht dazu unbedingt das Sehen erforderlich ist.

In manchen Berufen sehen wir auch gelegentlich hochbegabte Früherblindete sich zu anerkennenswerter Höhe emporschwingen. Von Didymus von Alexandria an sind eine ganze Reihe blinder Theologen und Geistlicher bekannt, besonders aus England. Vielgenannt wurde am Anfang des 18. Jahrhunderts der seit dem ersten Lebensjahre blinde Professor der Mathematik Saunderson in Cambridge, ein Freund Newtons. Der im 18. Jahre erblindete Fawcet wurde später wegen hervorragender wissenschaftlicher Leistungen an der gleichen Universität Professor der Nationalökonomie, später

Parlamentsmitglied, und schließlich 1880 von Gladstone zum Generalpostmeister von England gemacht. Es ist kaum zu fassen, daß das moderne verwickelte Verkehrswesen eines Staates wie England von einem Blinden geleitet wurde. Aber seine Amtszeit gilt für eine glückliche und war reich an Neuerungen und Reformen.

Eine hervorragende Rolle in den Unabhängigkeitskämpfen Belgiens spielte als Parlamentarier und nationalökonomisch-politischer Schriftsteller der im zweiten Lebensjahr erblindete Alexander von Rodenbach.

Ein weiteres viel beachtetes Beispiel dieser Art stellt der im 60. Lebensjahr erblindete Ophtalmologe Javal in Paris dar, einer unserer verdientesten Männer. Er hat zwar seinen ärztlichen Beruf aufgegeben, aber wissenschaftlich und als Redner und Lehrer ist er heute noch unermüdlich tätig, hat die gesamte Blindenschrift sich noch angeeignet und kürzlich seine Erfahrungen zum Nutzen seiner Leidensgefährten in einem, auch ins Deutsche übersetzten, sehr interessanten Buche „Entre aveugles“ niedergelegt.

Ähnliche Beispiele ließen sich noch in großer Zahl erbringen. Diese arbeits- und willensstarken Männer erwerben sich um ihre Leidensgefährten unauslöschliche Verdienste, indem sie ein ermutigendes, heldenhaftes Vorbild geben, das auch auf die Sehenden den Eindruck nicht verfehlt, und aus dem

die Blindenfürsorge immer neue Anregung und Ermutigung schöpft.

Solche hervorragende Leistungen sind naturgemäß nur Einzelnen vorbehalten. Aber auch für den allgemeinen Blindenunterricht sind und bleiben sie von maßgebender, höchster Bedeutung dadurch, daß sie zeigen, was überhaupt möglich ist. Ja es sind die Leistungen einzelner strebsamer Blinden der Anstoß gewesen dafür, daß wir heute einen wohlausgebildeten Blindenunterricht und Blindenanstalten haben. Die Entwicklung und der Fortschritt ist wie überhaupt in der Geschichte, auch auf diesem Gebiet nicht denkbar ohne die Leistungen großer Persönlichkeiten.

Es hat sehr lange gedauert, bis man sich entschlossen hat, in den jugendlichen Blinden erziehungs- und unterrichtswürdige Menschen zu erkennen. Die antike Welt brachte den Blinden zwar vielfach ehrfürchtiges Mitleid entgegen, wie wir dies noch heute bei den Muhammedanern finden; auch der Talmud nennt sie mit Ehrerbietung. Die christliche Aera gewährte ihnen an den Toren der Kirchen besonders reichliche Almosen und vielfach liebevolle Pflege, es gab auch wohl hier und da fromme Stiftungen, welche ihnen dauernde Unterstützungen zuwandten. So wird aus dem 5. Jahrhundert ein Asyl des hl. Lymmaeus in Cyr in Syrien genannt; die Angabe, daß das in Memmingen in Württenberg 1178 errichtete Asyl eigens für

Blinde bestimmt gewesen sei, wird bezweifelt. Die erste sicher bekannte Gründung dieser Art in Europa wurde von Ludwig dem Heiligen ins Leben gerufen, der 1260 im Institut der Quinze-Vingts in Paris den Blinden eine zunftartige Organisation und Anspruch auf bestimmte Steueranteile gewährte, zu denen auch päpstliche Privilegien hinzukamen. Nach einer Legende soll es sich bei der Gründung um Personen gehandelt haben, die in den Kreuzzügen erblindet waren. 1350 wurde von König Johann in Chartres ein ähnliches Asyl eingerichtet, 1331 entstand in London das Elsing Hospital. Aber das waren nur Versorgungsanstalten. Erst das an pädagogischen Ideen so reiche 18. Jahrhundert hatte den Mut, die Blinden durch Unterricht zur Arbeit zu führen, nachdem einzelne hervorragende Beispiele bewiesen hatten, daß der Blinde zu besserem fähig sei.

Frankl, Direktor des Wiener Instituts, hat die geschichtliche Entwicklung der Blindenfürsorge mit den Worten gekennzeichnet: Das Altertum hat die Blinden geehrt, das christliche Mittelalter hat sie genährt, die Neuzeit hat sie gelehrt, und, wie auf dem Blindenlehrerkongreß in Breslau 1901 hinzugefügt wurde, bewehrt, d. h. in den Stand gesetzt, eine Existenz zu gründen und aufrecht zu halten.

Die erste Anstalt wurde 1784 in Paris durch Haüy ins Leben gerufen.

Der Abbée de l'Epée hatte kurz vorher sich der Taubstummen

angenommen; es war die Zeit, in der Pinel den Geisteskranken in der Salpétrière die Ketten abnahm. Der freigeistige Philosoph Diderot, ein Freund Rousseau's, hatte 1749 seine berühmten „Lettres sur les aveugles" geschrieben; sie haben ihm zwar wegen seiner satirischen Bemerkungen Gefängnis eingetragen und enthalten mancherlei Spekulationen, welche sich als unzutreffend später erwiesen haben, aber sie weckten in weiten Kreisen Interesse an dem Seelenleben der Blinden.

Diderot lebte zu der Zeit, wo Daviel die ersten Staaroperationen ausführte und wo deshalb die Frage vielfach erörtert wurde, welche Wirkung das Licht auf ein Auge übe, das nie gesehen hat. Um dies festzustellen, suchte er zunächst zu ergründen, wie weit überhaupt der menschliche Geist ohne Mithilfe der Augen sich entwickeln könne. Er studierte das Leben des blinden Mathematikers Saunderson und beschäftigte sich persönlich mit der Gedankenwelt eines ihm bekannten intelligenten Blindgeborenen. Das Ergebnis war überraschend und lehrte mit einem Schlage, daß der Geist eines Blinden sich entwickeln, eine verhältnismäßig reiche Vorstellungswelt sich aneignen und in mannigfacher Weise sich betätigen kann. Den Schluß, daß für die Bildung der Blinden etwas geschehen müsse, hat Diderot aus seinen Erfahrungen allerdings nicht gezogen, begreiflich zu einer Zeit, in der in Frankreich überhaupt noch Niemand an allgemeine Volksbildung dachte. Aber daß er

auf die Bildungsfähigkeit der Blinden hingewiesen hat, das hat später Früchte getragen.

Wahrscheinlich angeregt durch Diderots Schrift, wurde der Sprachlehrer Valentin Haüy, der Bruder eines bekannten Mineralogen, in Paris der Begründer des Blindenunterrichts. Es hatte ihn, den Philanthropen, aufs tiefste empört zu sehen, welche Behandlung damals die Blinden erfuhren. Nicht nur, daß sie massenhaft sich als Bettler umhertrieben; auf den Jahrmärkten in Paris wurden Blinde aus dem Asyle der Quinze-Vingts dazu benutzt, in grotesken Verkleidungen durch rohe Aufführungen das Volk zu erheitern. Aber erst das Zusammentreffen mit der durch ihre ungewöhnliche geistige und musikalische Bildung ausgezeichneten blindgeborenen Maria Theresia von Paradis aus Wien, welche 1784 am Hofe Maria Antoinettes Aufnahme fand, gab Haüy die Überzeugung, daß es möglich sei, die Blinden auf eine höhere Stufe zu heben und zur Arbeit zu führen. Von Einfluß auf seinen Entschluß waren auch die überraschenden Erfolge, welche ein Mannheimer Blinder namens Weissenburg, geboren 1756, unter seinem Lehrer Niesen erreicht hatte, besonders in Mathematik und Geographie, zu deren Unterricht zum ersten Mal Reliefkarten verwandt wurden. Es hat also auch unser Land Baden an der Wiege des Blinden-Unterrichts Pate gestanden!

Der oben erwähnte Christian Niesen in Mannheim war Privatgelehrer, später fürstbischöflich speierischer Kammerrat; er muß wohl als der erste Blindenlehrer gelten; er schrieb eine Rechenkunst und Algebra für Blinde; seine Apparate, bei deren Erfindung ihn sein intelligenter Zögling unterstützte, dienten auch der damals berühmten Maria Theresia von Paradis zum Unterricht, durch welche wieder dem Begründer der ersten Blindenanstalt Valentin Haüy in Paris die entscheidende Anregung gegeben wurde. In seinem engeren Vaterlande war Niesen nicht weiter bekannt geworden.

Haüy begann nun sein Werk mit größtem Eifer. Bald fanden seine Bestrebungen Beachtung und Unterstützung, nachdem er einen seiner Schüler der Academie des sciences und dem Könige vorgeführt hatte. Die Handfertigkeiten, die frommen Chorgesänge der Blinden in den Kirchen und besonders in der königlichen Kapelle erregten allgemeines Erstaunen. Aber die Revolution zerstörte das Werk größtenteils, obwohl sie im Prinzip die Förderung der Blinden billigte. Die Zöglinge mußten jetzt als Sänger und Schauspieler bei revolutionären Festen und Orgien mitwirken, viele von ihnen verwilderten, und Haüy selbst wurde wegen seiner früheren Beziehungen zur Kirche und zum Hof als verdächtig zeitweise in Haft genommen. Auch Napoleon Bonaparte war ihm nicht gewogen, weil Haüy dagegen protestierte, — und zwar mit Recht, — daß nach

einer Verfügung Bonapartes die jungen Zöglinge mit den alten, geistig verwahrlosten Blinden der Quinze Vingts zusammenwohnen sollten.

Der erste Consul entzog ihm die Leitung der Anstalt. Haüy gründete zwar sofort ein neues Privatinstitut, aber es war für ihn doch eine Befreiung, als Alexander I. ihn nach Petersburg berief. Auf der Durchreise in Berlin gewann er Friedrich Wilhelm III. für seine Pläne; unmittelbar vor der Schlacht bei Jena wurden die Mittel für die Gründung einer Anstalt bewilligt und unter der Leitung des Gymnasialprofessors Zeune, der der Sache sein Vermögen opferte, gelang es, das Unternehmen durch die schweren Kriegszeiten hindurch zu retten. Aus dieser ersten deutschen Anstalt ist die Musteranstalt in Steglitz hervorgegangen. Eine andere schon 1804 von Ladke beabsichtigte Gründung in Königsberg kam wegen der Kriegsunruhen nicht zustande. Da in Petersburg trotz aller Bemühungen eine Anstalt nicht zustande kam, kehrte Haüy 1817 nach Paris zurück, lebte hier in ärmlichen Verhältnissen noch einige Jahre und starb 1822 fast völlig vergessen. Erst später fand sein Lebenswerk volle Anerkennung.

Reichliche Stiftungen, unter ihnen die Staats-Dotation des Generals Bülow von Dennewitz, flossen nach den Freiheitskriegen den blinden Invaliden zu. Aus solchen Kriegsblindenanstalten entwickelte sich das Institut in München, es folgten

die in Breslau und Dresden; Wien hatte schon 1804 durch Klein, einen Juristen, sein erstes Institut erhalten. Von ihm wurde 1826 die erste Fürsorgeanstalt ins Leben gerufen, in welcher ausgebildete Blinde in gemeinsamer Arbeit ihre Kenntnisse verwerten konnten.

In Baden ging die Anregung zur Gründung einer Blindenanstalt aus von dem Professor der Theologie Franz Müller in Freiburg, dem Erzieher im Gräflich Enzenberg'schen Hause, der insbesondere den Fürsten Egon von Fürstenberg und den bekannten Konstanzer Bistumsverweser von Wessenberg zu gewinnen wusste. Franz Müller bereitete sich an der Wiener Blinden-Anstalt bei Klein und in anderen Instituten vor und trat 1826 an die Spitze der in Reidingen bei Donaueschingen eingerichteten Anstalt. Schon 1828 wurde dieselbe vom Staate übernommen, eine beachtenswerte Neuerung, da bis dahin die meisten Anstalten rein privat waren. Sie wurde nach Bruchsal verlegt, bis sie 1837 wieder nach Freiburg kam. Hier entwickelte sie sich sehr; die Freiburger Anstalt war eine der wenigen, welche eine eigene Druckerei in Blindenschrift errichtete und bereits bis 1866 etwa 700 Bände herstellte in einer besonderen erhabenen lateinischen Schrift, die noch heute unter dem Namen des Freiburger Druckes geführt wird.

1852 starb der Begründer Müller, nachdem kurz vorher, 1848, in Freiburg noch ein Asyl eröffnet war, welches aus-

gebildeten erwachsenen Blinden Aufnahme und Beschäftigung bieten sollte.

Dieses Asyl ist noch heute in unsern Mauern, während die Unterrichtsanstalt ihre zu eng gewordenen Räume in Freiburg verließ, um im Jahre 1868 nach Ilvesheim in das Hundheim'sche Schloß überzusiedeln. Unter den Direktoren Sommer und Hofheinz hat sich die Anstalt, dank der besonderen Fürsorge unseres erlauchten Herrscherpaares, mustergültig entwickelt; frühzeitig ist man in Baden bedacht gewesen, eine geordnete Fürsorge für die Entlassenen einzurichten. In den letzten Jahren hat sich ein „Verein badischer Blinder" gebildet, der für diesen Zweck Mittel sammelt und dem noch die Beiträge zahlreicher sehender Mitglieder zu wünschen sind. Heute besteht im Anschluß an Ilvesheim ein Heim für weibliche Blinde; ein solches für Männer ist zu erwarten.

Baden ist auch einer der wenigen deutschen Staaten, welche ein Gesetz über den Bildungszwang für Blinde besitzen. Nach diesem Gesetz aus dem Jahre 1902 muß blinden Kindern vom 8. bis zum 16. Jahre ein geordneter Schulunterricht gegeben werden; da ein solcher privatim nur selten möglich ist, ist diese Vorschrift für die meisten identisch mit der Überführung in die Blindenanstalt. Für mittellose Blinde haben die Gemeinden oder die Staatskasse einzutreten. Bis jetzt ist obligatorischer Unterricht in der Blindenanstalt nur eingeführt in Baden,

Braunschweig, Sachsen und Weimar. In dem viel erörterten Schulgesetzentwurf des Ministers von Zedlitz-Trützschler aus dem Jahre 1892 war der Schulzwang für Blinde auch in Preußen vorgesehen. Seitdem ist die Frage dort nicht erneut worden.

Heute zählt Deutschland 35 meist von Lehrern oder Theologen verwaltete Anstalten, in ihrer Entstehung großenteils private Gründungen, mit ca. 2500 Zöglingen im bildungsfähigen Alter, d. h. zwischen 8—16 Jahren. Schätzen wir die Gesamtzahl solcher jugendlichen Blinden auf etwa 3000, so wird das Bedürfnis durch die vorhandenen Unterrichtsanstalten noch nicht ganz gedeckt sein, wenn erst der obligatorische Anstaltsunterricht für jugendliche Blinde allenthalben durchgeführt wird. Nach einer Schätzung können von den deutschen Blinden überhaupt erst etwa 8000 lesen. Bedenkt man, daß auch von den Späterblindeten zahlreiche Anstaltunterricht haben müßten, so muß man gestehen, daß wir noch nicht auf der Höhe stehen.

Ich darf hier einige Worte einschalten über die ganz eigentümliche Geschichte des Blindenwesens in Japan, wie sie übereinstimmend in verschiedenen Berichten geschildert wird. Seit dem Jahre 885, bis zu welcher Zeit sie ein elendes Dasein fristeten, bildeten die Blinden dort eine eigene hochstehende Kaste, weil dem Mikado ein blinder Prinz geboren wurde. Mit 30 Jahren wurde derselbe zum Gouverneur von drei Pro-

vinzen ernannt, zu deren Regierung er sich mit blinden Beamten umgab; auch nach seinem Tode wurden zahlreiche Ämter von Blinden verwaltet, bis 1180 der Bürgerkrieg dem ein Ende machte. Seitdem verfiel ihr Ansehen, doch blieben sie im Besitz wichtiger Privilegien, unter denen das einträglichste war, daß bei der Geburt, der Heirat und anderen Familienfesten sie ein Geschenk beanspruchen durften. Um Ungleichheiten zu vermeiden, mußte ein Blinder nach 3 Tagen weiterziehen. Die Blinden hatten ferner ein Vorrecht auf die Ausübung der Musik, der Massage und der Nadelpunktur, die darin besteht, daß an kranken Körperstellen zahlreiche feine Nadelstiche in die Haut zur Ableitung angebracht werden. Der Japaner liebt nach dem Bade, nach körperlichen Anstrengungen und zur Behandlung die Massage sehr, mit welcher deshalb zahlreiche Menschen Beschäftigung finden. Die regelrechte Ausübung dieser Handgriffe verlangt anatomische Kenntnisse, in denen die Blinden geprüft wurden. Wer sich in Musik auszeichnete, konnte noch höhere Grade erreichen, über deren Erteilung besonders berühmte Blinde zu bestimmen hatten. Die geprüften Blinden durften auch heiraten, aber nur sehende Frauen, eine Erlaubnis, die für die meisten Fälle unbedenklich ist, da Blindheit sich nur relativ selten vererbt.

Viele Späterblindete suchten als Erzähler, Dichter oder Wahrsager ihr Brod. So war in Japan das Los der Blinden auch

damals noch wesentlich besser, als in Europa. Allein das Vorrecht auf die genannten Berufe ging verloren, und seitdem jeder Japaner sich mit ihnen beschäftigen darf, sind die Blinden bald zurückgedrängt worden. So ist ein Aufschwung erst wieder erfolgt, als mit dem Eindringen der europäischen Kultur, besonders auf Anregung der Missionare, sich dann in Japan eine ähnliche Blinden-Fürsorge und ein Blinden-Unterricht einzurichten begann, wie Europa und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sie besitzen.

In China haben schon seit alter Zeit Schulen bestanden, in welchen Blinde zu Sehern ausgebildet wurden. Ein Teil von ihnen fand auf diese Weise Beschäftigung, die Mehrzahl lebte im Elend. Seit 1880 hat der Schotte Murray eine besondere Blindenmission gebildet, welche hauptsächlich den männlichen Blinden dient. Eine deutsche Gesellschaft mit dem Sitz in Hildesheim hat sich besonders der bis dahin der Prostitution verfallenen blinden Mädchen angenommen.

Von den zahlreichen Blindenschriftarten hat sich die Braille'sche Punktschrift die weiteste Verbreitung verschafft. Sie ist auch insofern von epochemachendem Interesse in der Geschichte der Blindenpädagogik, als mit ihr eine den Besonderheiten des Blinden entsprechende Methode zur Anwendung kam, während bis dahin einfach die Unterrichts-Methoden des Sehenden „en relief" auf den Blinden übertragen

wurden. Mit dieser Methode, mit Hilfe von besonderer Notenschrift, Rechenmaschinen, von Modellen, die den Anschauungsunterricht in Geographie, Naturgeschichte u. s. w. ersetzen, durch Musik und Religion wird dem blinden Kinde heutzutage ein reicher Bildungsstoff zugeführt und allen bietet sich Gelegenheit, durch Handfertigkeit einen Beruf zu erlernen. Auch das ästhetische Empfinden gelangt zu einer gewissen Entwicklung. Die Schönheit der Form lernt der Blinde durch Betasten empfinden, wobei er besonders auf Symmetrie, die Form der Linien achtet; ja der Blinde kann befähigt werden, die Schönheit der menschlichen Gestalt, von Kunstwerken u. s. w. zu schätzen. Es gibt Blinden-Bibliotheken und Zeitschriften. Sehr zu begrüssen ist es, daß umfangreiche Leihbibliotheken mehr und mehr eingerichtet werden, teils von den Anstalten, teils durch den Verein zur Förderung der Blindenbildung, der auf Anregung von Papendiek und Schneider es sich unter anderem zur besonderen Aufgabe gemacht hat, eine Centralbibliothek allen Blinden unentgeltlich zugänglich zu machen, weil die Anschaffung von Blindenbüchern für den einzelnen mit großen Kosten verbunden ist. Auch der Verein Badischer Blinder besitzt für seine Mitglieder bereits eine kleine Leihbibliothek, an deren Zustandekommen einige in der Blindenschrift geübte Damen dankenswerten Anteil haben. Es ist dringend zu wünschen, daß für diesen edlen Zweck auch von privater Seite

Stiftungen erfolgen. England, Frankreich und Nordamerika sind uns in dieser Beziehung weit voraus.

Turnen, Spiele und andere Übungen sorgen in den Blindenanstalten für körperliche Kräftigung.

Im Kreise der Leidensgefährten fühlen sich die Blinden wohl. Dort sind sie sicher, nicht zurückzustehen und nicht übertrieben bemitleidet zu werden, was sonst nur zu oft sie ihr Los schmerzlich empfinden läßt und sie niederdrückt.

Diese Art von niederdrückendem Mitleid, welches sich leider auch sonst, z. B. an Krankenbetten so oft in unerfreulicher Weise betätigt, ist den Blinden äußerst unangenehm. Über der Breslauer Blindenanstalt begrüßen folgende Verse den Besucher:

„Den Geist dem Lichte zugewandt,
Regt hier der Blinde froh die fleißige Hand;
Sag ihm, was ihn erfreuen kann,
Doch stimme nie des Mitleids Klage an!"

Auch übermäßiges Lob wird in der Anstalt von ihnen ferngehalten. Auch darin handelt der Sehende dem Blinden gegenüber oft nicht weise, daß er ihn überschwenglich loben zu müssen glaubt wegen seiner Leistungen im Lesen, in Handarbeiten u. s. w. Darin liegt für den Blinden, der an und für sich dazu neigt, immer an sich zu denken, eine Gefahr, nämlich die der Selbstüberhebung, die ihn für seine Umgebung unerträglich machen kann. Im Gegenteil, seine Arbeit muß

ihm als selbstverständliche Pflicht, nicht als eine übermäßige Wunderleistung erscheinen, wenn er zu einer sittlich hochstehenden Persönlichkeit werden soll.

Die mit Begeisterung begrüßten Erfolge der Blindenerziehung haben in weiten Kreisen es anfangs als Ideal erscheinen lassen, daß der einzelne Blinde später auf eigenen Füßen stehend einen der ihm möglichen Berufe ausüben solle. Auch heute gibt es einen „Verein zur wirtschaftlichen Selbständigkeit" der Blinden. Aber für die große Mehrzahl hat sich dies an sich ideale Bestreben nicht bewährt und die Erfahrung hat auch für die fertig Ausgebildeten, wenn wir von Ausnahmen und von begüterten Personen absehen, mehr und mehr zu genossenschaftlicher Arbeit geführt. Die Blinden sind nun einmal dem allgemeinen Konkurrenzkampf in der Regel nicht gewachsen, besonders auch nicht die weiblichen Blinden, obwohl ihre Handarbeiten durch Heranziehung von Maschinen lohnender geworden sind. Sie führen in solcher Stellung meist ein kümmerliches, oft elendes Leben, und fallen schließlich nicht selten doch noch der öffentlichen Unterstützung zur Last oder gar dem Bettel mit seinen demoralisierenden Wirkungen. Und auch in sittlicher Hinsicht, besonders gegenüber dem Alkoholismus vermögen solche Existenzen sehr oft nicht Stand zu halten. Deshalb hat man in allen Blindenanstalten Deutschlands mehr und mehr Heimstätten und Be-

schäftigungsanstalten eingerichtet, in welchen unter möglichster Gewährung von Freiheit Blinde, die selbständig nicht werden können, bleibende Unterkunft und Arbeit finden. Solch ein Blindenheim befindet sich, wie schon erwähnt, auch hier in Freiburg. Und soweit sie hinausziehen und sich eigene Häuslichkeiten gründen, bleibt doch für viele die Anstalt der Arbeitgeber; an manchen Stellen sind „offene Arbeitsstätten“ eingerichtet, in welchen sich die sonst selbständigen Blinden zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden können. Oder aber die Anstalt übernimmt die Aufträge im großen und verteilt sie an ihre internen und externen Mitglieder, welche dafür ihren Lohn erhalten, und vor Arbeitslosigkeit geschützt sind. Nichts ist aber für den Blinden wie für jeden anderen Menschen notwendiger, um ihn sittlich zu heben und zu halten, als die Arbeit, die durch kein Almosen und keine Wohltätigkeit ersetzt werden kann.

Außerdem aber wird mit besonderer Sorgfalt ein ununterbrochener Verkehr zwischen Anstalt und früheren Zöglingen unterhalten; vielfach werden dieselben besucht, es wird mit ihnen Briefwechsel gepflegt, sie erhalten Bücher, Zeitschriften und bleiben auf diese Weise zu einer großen Familie vereinigt. Die Sorgfalt und die Liebe, mit welcher die Blindenlehrer diesen Verkehr pflegen, verdient hohe Anerkennung.

Eine blindenpädagogische Literatur, unter der die Zeitschrift „Der Blindenfreund“ und die Mell'sche „Encyclopädie

des Blindenwesens“ besonders zu nennen sind, sorgen für Pflege dieser Interessen, ebenso wie die regelmäßigen Versammlungen der Blindenlehrer.

Die genannten Erziehungsanstalten stehen annähernd auf dem Niveau der Elementarschulen, ebenso die Blindenheime. Sie wollen in erster Linie die Kinder und jugendlich Erblindeten der ärmeren Klassen zu einem sie ernährenden Berufe führen, außerdem aber auch andern Gelegenheit zur Erlernung von Blindenschrift, Blindendruck u. s. w. bieten. Auch blinde Kinder aus gebildeten Kreisen werden mit Nutzen an solchem Unterricht teilnehmen. Soll ihnen aber darüber hinaus höhere Bildung zu Teil werden, so muß privater Unterricht eintreten.

Aber nicht immer ist es zu ihrem Vorteil, daß sie in ihrer Familie verbleiben. Für die Charakterentwicklung auch mancher Blinder aus gebildetem Kreise wäre zeitweise Anstaltserziehung vorzuziehen, die weit eher selbständig macht, als die oft nur verwöhnende Pflege im Elternhause. Schon ist eine höhere Blindenschule in Bergedorf bei Hamburg eröffnet worden und andere werden folgen müssen, wie dies in England und Nordamerika schon länger der Fall ist. In solchen höheren Instituten können auch gebildete Späterblindete Unterricht finden. Für die Ausbildung dieser Gruppe ist bisher am wenigsten gesorgt. Und doch sind für

manche von ihnen Anstalten ganz unentbehrlich. Wo der Beruf unterbrochen wird, wird alle häusliche und freundschaftliche Fürsorge doch auf die Dauer die mangelnde Beschäftigung oft nicht ersetzen. Auch das fortgesetzte Vorlesen ist vielen nicht ausreichend.

Der einzelne Späterblindete, der in seinem Kreise bleibt, hat aber erfahrungsmäßig nicht immer die Ausdauer, für sich allein noch wie ein Kind Blindenunterricht, besonders im Lesen und Schreiben zu nehmen. Wie oft habe ich es nicht schon erlebt, daß Späterblindete verzweifelt mir ihre Untätigkeit klagten und um Rat fragten; der Vorschlag, Blindenschrift zu lernen, wurde begeistert angenommen. Mehrfach habe ich auf flehentliches Bitten Späterblindeten privaten Unterricht vermittelt — und kaum einer hat durchgesetzt, es soweit zu bringen, daß er mit Genuß lesen konnte. Ganz anders in einem Institut. Hier sind Leidensgefährten gleichen Strebens, hier ist Wetteifer, hier ist Methode, hier stehen alle Hilfsmittel zur Hand. Ein längerer Aufenthalt in solch einem Institut ist auch deshalb für viele das einzig richtige, weil sie sich wieder freier bewegen lernen. Auch Süddeutschland muß eine solche Anstalt haben, die sich an eines der bestehenden Institute anlehnen könnte.

Meine hochverehrten Anwesenden!

Es war ein Kulturbild eigner Art, mannigfacher Aufgaben, welches sich vor Ihren Blicken entrollte, ein

Bild, wohlgeeignet, uns die Sehenden bewußter und dankbarer unseren eigenen Vorzug werten zu lassen. Aber nicht dabei dürfen unsere Gedanken stehen bleiben. Wir sahen, wie der Blinde mit Erfolg bestrebt ist, sich zu befreien und seine Arbeit zu tun in der Werkstatt des Lebens. Ihm verständnisvoll darin beizustehen aber bringt uns eigenen Gewinn: Denn wir erfahren aufs neue, daß der Mensch in seinem Innern finden kann, was ihm leuchtet und was ihn hält, auch wenn ihm vieles genommen ist, auch wenn es äußerlich Nacht um ihn wird.

Möchte es uns allen an solchem inneren Leuchten niemals fehlen!